

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 354. Ich bin schon tausendmal so dreiver nachgedacht, warum das ich kein Mehdche bin! Die Buwe, wo mer hen, sin ja aut genug, so weit wie es gehn duht, awmer mer hat doch nit die geringste Hesp von die Frager; die könne ein nur ärgern un batters und das Haus aufmisse, awmer leiner is von Eshitzig lor mich. Ich weih nit ob annerer Lehbies den nämlige Trubel hen, awmer ich hen ihn ennihau un ich duhn auch niemand for blehme wie den Phillip, was mein Hossband is. Der is nämliche auch so en Schloppoh, wo fättisheit is, wenn er nur nit disthört werd. Wenn es nach ihn gehn deht, dann deht das ganze Jahr nit im Haus abgehst und gekliert wer'n un ich sin schuhr, er deht es noch nit emal noshisse un wenn mer an alleförmischer Wort schreime könnt, wo auch mit en „S“ starte duht.

Ich kann ja off lohrs nit edspette, das mich die Buwe bei das Roche un das Wasche hese duhn, obgleich sich teiner den Budel verbroche deht, wenn er mich den Waschinger operire deht. Alles was ich von fe frage, is, das se mich kein Mof, mache. Awmer das hifft grad so viel un duht grad so viel auf, als wenn mer e Kuf ins Horn pege duht.

So wie se heim komme, dann wer'n die Robbersch in e Korner geschmisse, die Kappe fliege in e anneres Korner, die Kutte schmeiße se an en Stuhl un so geht es die ganze Zeit durch un ich kann dann jedem einjelne nachgehn un alles uffpide, un widder alles uffstehene. In ihre Betruhm da qudt es, es is e Freit. Ihr ganzer Stoff liegt an den Flohr un wenn se Morgens beim wach werde, grad dazu fühle, dann werd e Feit gestart un dann fliege die Pflerscher un die Stuwits in den Ruhm erum als wenn se gar kein Geld koste dehte un se könne sich en Meffri davon mache, wie mer da als Ma un Hausstieper fühle duht. Sagt mer awmer nur e Wort, dann deht es, mer könnt weiter nids duhn wie lide un Fahltis sinne un wenn se nur e Klein wenig Fonn harowe wolle, dann deht ich en Fof, reihe un se wer'n so fässig, das ich als e Muhlgerin widder ruhig sin un abschotte.

Die Webesmeilern die sagt, ich wär zu stridt mit die Buwe; Buwe wolle ihren Fonn hen un so wäre se all, mitaus Schepfchen. Die hat gut tahlte! die hat keine Buwe, noch nit emal e Mädche, un ich möcht wisse, wo die ihre Espierenz her hat. Ich lasse ja manches hingehn, mitaus e Wort zu sage, awmer was zu viel is, das is zu mofsch un wann ebbs zu lang dauere duht, dann verliert auch en Muhl die Geduld un warum sollt ich se nit verliere?

Den annere Abend hen ich auch widder emal en Zah mit fe gehabt un es hat auch zu mich gezuht, als ob meine Worte e gute Impreschen an se gemacht hätte. Se hen sich bei den Sopper artig gut behest un wie se ins Bett ware un hen geschlase, sin ich emal in ihre Betruhm gange un ich kann ihne sage, da war auch nit die allgeringstelnordnung; alles war so streht, als ob es e alte Junger ihr Betruhm genese wär. Bei Galle, hen ich zu mich gesagt, das wär awmer e Piesch, wenn die Buwe jetzt diffeent wär, dann wär ja der größte Dheil von mein Trubel vorbei. Ich kann ihne sage, felle Nacht hen ich geschlase wie en Ferscht, betahs ich hen e End von mein Trubel gefehn. Am folgende Morge is Sonndag gewese und als e Muhl werd dann e weig länger ins Bett gelege. Die Buwe brauche nit in die Schul un der Phillip braucht nit so früh zu den Webesweilen. Ich hen mich also noch emal uff die annere Seit gelegt un hen gestart noch e wenig zu buffese, da geht auf einmal e Mädel in die Buwe ihr Ruhm an, das mich die Haar zu Berg gestanne hen un ich die Schills kriegt hen. Das hat nit gesund wie loche un Fuhle, das hat gesund, als wann sich die Fellerch gefegeilig die Galls abtote dehte. Well se könne sich denke, das ich da en Muhl an rich getriegt hen. In e Sedend un e halb sin ich in die Buwe ihr Ruhm gewese un da hen ich doch die Runne verhamffacht, das es e Sedem war. Wie ich die Dohr aufgemacht hen, da

is mich e Piller an den Kopp gefloge un das hat mich so mein Adam genomme, das ich den lange Weg hingefalle sin. Wie ich widder e wenig zu mich komme sin, da is auch noch den Bennie sein Robberbuhst gefloge komme un hat mich an die Nas gestroche. Ich sin so mähd gewese wie e wildes Diehr un ich hen alles, was ich nur mei Hand dran hen lege könne aufgepickt un hen mit nach die Fellerch geschmisse. „Das is der Stoff, Ma, sei en Sport!“ hat der Bennie gehallert, un dabau, is en Schlipper gefloge komme un dann noch einet un dann widder e Piller un dann hen se die Beitspring getädelst un was wer'n se dehte, das schwere Ding is grad auf mich gefalle! Well, jeh, hen ich awmer schuhr denkt, mei lehtes Stündche wär komme, awmer es hat mich nids gebahn un da kann mer widder sehn, was en Mensch so wiewmähdig viel aushalte kann. Well, die Feit is widder gange un ich hen gereint wie en Schloppoh, auf de annere Seit hen die Buwe gelacht wie treghig un hen gesagt, das wär der gedöhte Fonn, wo se in e lange Zeit erlebt hätte. Einige Zeit, wenn ich widder dazu fühle deht, mit se zu seite, sollt ich nur komme, ich wär willkommen. O ei tell jub, mer hat seine Last mit die verbotte Lausbuwe.

Mit beste Riegards, Yours, Lizzie Hanfstengel.

Diensteier.
A.: „Nit es denn wahr, das Guet Wortstand das ganze Jahr keinen Finger rührt und alle Arbeit Euch überläßt?“
B.: „Das ist Ver'eumdung. Einmal im Jahre plagt er sich rechtshafent.“
A.: „So, bei welcher Gelegenheit denn?“
B.: „Wenn er sein Besuch um Erholungsurlaub schreibt.“

Der Hauptgrund.
A.: „Ich denke, Du wolltest der jungen Witwe einen Heirathsantrag machen?“
B.: „O, das wäre doch sehr taktlos. Ihr Mann ist ja kaum vier Wochen tot und dann... hat sie ja auch die Lebens-Versicherungsumme noch gar nicht ausbezahlt getriegt!“

Ueberhöflich.
A.: „Zu einem Besucher, der noch langer Zeit wieder mal zu ihm kommt? Lassen Sie sich auch wieder mal sehen, Herr Meier, Sie waren ja eine Ewigkeit nicht bei mir.“
B.: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das ich so lange nicht tranf war!“

Umschrieben.
Zuwelner (zum Baron, welcher wieder das Konto durch Einkläufe bedeutend belastet): „Und wenn Sie das nächste Mal kommen, Herr Baron, da hoffe ich, das Sie ein Verlobungspänt taufen!“

Voshafte Auslegung.
A.: „Sobald ich einmal bis über Mitternacht hinaus im Wirtshaus bleibe, fühle ich mich am anderen Morgen wie zerfchlagen.“
B.: „So? Ich hab' immer geglaubt, Sie wären gar nicht verheirathet!“

Aus der Töchter Schule.

Lehrerin: „Was würde wohl Dornröschen gesagt haben, wenn sie von einem modernen Prinzen in Parabeiniform erwidert wäre?“
Bachfisch: „Warum hast du mir nicht gleich ein neues Kleid neht Hut mitgebracht? Das meininge ist doch gewiß durch den jahrdunbertlangen Schlaf total unmodern geworden!“

Ein Ausweg.

Mutterchen sagt, ein artiges Kind soll nicht die Treppe fo 'unterpötern.“
„Wach ich auch niemals. Ich ruffsch immer am Geländer 'unter.“

Das Leben eines Erfinders.

Edison gehört zu den Begründern der modernen Elektrotechnik. Sein Name wird immer neben den Siemens, Helmholtz und Kelvin genannt werden, wenn man vom Zeitalter der Dynamomaschine spricht. Aber während jene anderen heute längst unter dem grünen Rasen liegen, weil Edison als rühmiger Schöpfer noch unter uns, und diese eine Tatsache weist zwingend und dringend auf seinen wahrhaft amerikanischen Lebenslauf hin, auf ein Lebenswerk, das bereits in einem Alter einsetzt, da die Europäer noch die Schulbänke zu drücken pflegen.

Edison hat stets nach dem Grundfahge gearbeitet, die Geldmittel, die er aus früheren gut rentierenden Erfindungen gewann, in breiter Weise für die Durchführung weiterer erfindertischer Ideen zu benutzen. Dabei fällt uns nun weiter seine echt amerikanische Arbeitsweise auf. Immer wieder merken wir, das Edison Autodidakt ist, das er ohne wissenschaftliche Vorbereitungen an die Probleme geht, das er dadurch einerseits unendlich viel vorurteilsfreier an sie herantritt als der Theoretiker, andererseits aber auch manche Umwege macht, die der Theoretiker wohlweislich vermeiden hätte. Edisons Stärke liegt vornehmlich in der Erforschung von allerlei Wertstoffen. In der Orange-Bibliothek werden Hunderte von Notizbüchern, in Wahrheit große Folianten, aufbewahrt, die über Edisons Tätigkeit während eines fünfundsreißigjährigen Zeitraumes Tag für Tag Aufschluß geben. Es gibt kaum einen Stoff, der in diesen Büchern nicht behandelt wäre. Da findet sich Platin, Zinn, Kupfer, Nickel, Bor, Kohlenstein, Kartonpapier, Traubensteine und unendlich vieles andere. Wir erleben aus diesen Büchern, das Edison, auf der Suche nach einem guten Stoff für die Kohlenfäden der ersten Glühlampen, die ganze Welt durch seine Agenten nach Bambus durchforstet ließ. Wir erfahren weiter, das 1400 verschiedene Bambusarten nach Menlo Park eingeliefert wurden und das dreihundert davon von Edison selbst untersucht wurden. Jede dieser Proben trägt eine Kritik, die auf Deutsche etwa: zu nichts gut oder ein wenig besser oder schlecht oder aufmunternd und bisweilen auch verdammend schlecht lautet. Bei einer nur in Japan vorkommenden Bambusart finden wir endlich das Wort „Heureka“. Hier hatte Edison endlich die Faser gefunden, aus der die Kohlenfäden seiner ersten Lampen herstellte. Neben dieser systematischen experimentellen Arbeit, die in ihrer Art wohl einzig dasteht, finden sich dann auch wieder Notizen, die geradezu kindlich anmuten, wie z. B. „Die Behandlung dieser Substanz in Buttersäuregallen gibt mit Eisensulfat eine Farbe. Unterjude Buttersäure.“

„Job erprobt man mit Chloroform.“

„Experiment zwecks sofortiger Bildung von metallischem Zinn durch chemische Umsehung auf Glas und Papier zur Bildung metallischer Punkte und Striche.“

„Experiment über die Schnelligkeit, Kraft, den Strom und die Form von Rollen, die sich am besten zur Anwendung der Induktion eignen. Im Primärkreis mögen 20,000 Ohm, im sekundären 10,000 Ohm bei einem ganz schwachen Strom vorhanden sein.“

Hier finden wir Edisons Dinge betreiben, die ihm jeder Studierende der Chemie hätte voraussetzen können. Die Eigenart Edisons, irgendeine Idee unter dem Aufwande großer Mittel auf das eingehendste durchzuarbeiten, tritt an verschiedenen Stellen zutage. Wo die Idee an sich gut war, z. B. beim Phonographen, hat die Arbeitsmethode auch große Erfolge erzielt können. Hat doch Edison unaufhörlich verschiedene Fette verleiht und erprobt, bevor er das passende Material für seine Walzen erdickte. Wo indes die Idee weniger glücklich war, wie z. B. bei seinem Eisennidellakumulatoren, da haben die geistreichsten Konstruktionen und Durcharbeitungen diese Schwäche nicht beheben können, und es ist ja bekannt, das der Edison-Akkumulatoren, tausendmal pomphaft angekündigt, bis zum heutigen Tage nichts Rechtes geworden ist. Gerade auf diesem Gebiet fällt es auf, das die Messung und Wägung, die seine wissenschaftliche Arbeitsweise der Laboranten im Menlo-Park sehr wenig zu Hause ist. Es werden praktische Versuche gemacht. Ein halbes Duzend Kraftwagen war Monate hindurch mit den neuen Edison-Akkumulatoren auf den allerhöchsten amerikanischen Straßen unterwegs. Pneumatiks und Achsen wurden zerbrochen, während die Batterien diese gewaltige mechanische Beanspruchung glatt aushielten. Aber kein Mensch unterzog die Batterien wirklich genau messenden elektrischen Dauerversuchen, und so konnte Edison in dem Glauben bleiben, wirklich etwas revolutionierendes Neues und Gutes geschaffen zu haben, während doch die Zukunft zeigen sollte, das der alte Akkumulatoren immer noch unüberwunden ist.

Interessant sind auch seine Untersuchungen über die elektrische Hirschfäulung. Edison wurde mit den Roubertischen betraut und nun mußten ne ganze Menge von Tieren: Hunde, Säber und dergleichen mehr daran glauben. Sie wurden durch Wechselstrom getötet, und auf Grund dieser Versuche wurde die elektrische Hirschfäulung eingeführt und zuerst an dem Vöcker Kemmler erprobt. Vorher mußte Edison sich einem eingehenden

Verhör über seine Versuche unterziehen, einem Verhör, das von den Tierversuchen ausging und schließlich auf die voraussetzlichen Wirtungen auf den unseligen Kemmler zu sprechen kam. Im Juli 1890 wurde auf Grund dieser Aussagen im Staate New York die elektrische Hirschfäulungsmethode eingeführt und dann erfolgte die Errettung Kemmlers, der durch einen Wechselstrom von 1500 Volt erschlagen wurde. Der Bericht darüber sagt u. a.: „Der Strom blieb etwa siebenzehn Sekunden eingeschaltet, bis Dr. Spitzta den Tod des Mörders bestätigte und auf ein Zeichen hin der Strom ausgeschaltet wurde. Man gratulierte sich bereits zu dem erfolgreichen Resultat, als einer der umherstehenden Verze, die Augen auf die Gestalt des Delinquenten gerichtet, rief: „Schaltet den Strom ein! Schaltet ein!“

In dem Moment, als die Maschine abgestellt war, schien Kemmler zu köhnen und anscheinend nach Atem zu zungen. Der Körper wurde schlaff; aus dem Munde kam Schaum. Große Aufregung auf einige Sekunden. Einer der Zeugen mußte ohnmächtig fortgetragen werden. Man ließ jetzt den Strom noch zwei Minuten wirken, und nachdem er zum zweiten Male ausgeschaltet war, verließ der Körper im Stuhl, bis die Stare eintrat.“

Interessant sind auch die Anekdoten, die über Edison im Schwange gehen. Da tritt er fleckenweise so gestreut wie ein deutscher Professor auf und vermag über seine Arbeit Frühstücks-, Mittags- und Abendmahlzeit. Die hübscheste Anekdote ist wohl die, die der alte Eisenbahnkönig Villard dem Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1897 erzählte, wie nämlich der gute Thomas Alva Edison über irgendeine wichtige Entdeckung aus seine ganze Hochzeit vernehen hat und die Braut bis zur Ermattung warten ließ.

Die Hunnen.
Im Jahre 375 drangen die Hunnen aus dem nördlichen Asien in Europa ein und brachen die Welt der gotischen Völker zusammen. Sie waren ein furchtbares und häßliches Geschlecht, Deutschen, Griechen und Römern ein gleicher Abscheu. Ihr Gesicht hatte das Ansehen eines Klumpens; die Augen waren wie kleine Löcher; die Wangen voll knorriger Narben, weil sie in der Stundtheit aufgerissen wurden, un das Waschen des Bartes zu verhitzen; der Rachen steif und stoll; die Glieder des Leibes kurz und gedungen und vom Kopfe bis zur Sohle in Thierfelle gehüllt, deren ranhe Seite nach außen gelehrt war. Immer saßen sie auf ihren kleinen, gähen Rossen, wie wenn sie mit denselben zusammenge wachsen wären. Auf den Rossen verrieten sie alle Geschäfte, kauften und verkauften, nahmen Speise und Trank und pflanzten gemeinschaftlichen Rath. Wenn sie ruhen wollten, so legten sie sich vorwärts auf den Hals des Pferdes und überließen sich unbesorgt dem Schlaf und dem Traum. Ihre Nahrung waren die Wurzeln wilder Kräuter und das Fleisch jeglichen Thieres. Dieses Fleisch, durch die Jagd gewonnen, riefen sie wie einen Sattel auf den Rücken des Pferdes und ritten es mitürbe mit ihren Schenkeln; Feuer und Würze gebrauchten sie nicht zu der Zubereitung. Ihr Kleid idchselfig nicht anders, als wenn es vor Alter in Fellen vom Leibe fiel. Von Anstand und Schlichtheit hatten sie keinen Begriff. Nach Gold hatten sie die heftigste Begierde und ein brennendes Verlangen nach Raub. Ihre Laute waren einer menschlichen Sprache kaum ähnlich. Wandelbar wie ihre Lebensart war ihre Gesinnung; auf ihr Wort durfte niemand rechnen, und selbst war ihr Zorn entflammend. Langen Pfeile und Bogen waren ihre Waffen. In Schnelligkeit und Ausdauer beherrschte sie die Stäre. Mit widern Geschrei stürzten sie ohne Unterlaß von allen Seiten auf ihren Feind ein und überwandten ihn durch Ungeduld, Angst und Ermüdung.

Eine schöne Stadt hat König Edward Berlin genannt. Berlin hat er gesagt, gemeint hat er jedenfalls die Berlinerinnen.

Verstehen wir etwas nicht, so steht uns ein treffliches Wort zu Diensten: „Natürlich!“

In Paris ist ein Duellant verwundet worden. Wie mag der Unglückswurm das nur fertig gebracht haben?

Einem Mitgliede der New Yorker Handelswelt soll es passiert sein, das als er in einem Departmentladen „A Ribbon for my Typewriter“ verlangte, er am „Ribbon Counter“ gefragt wurde, ob das Band für eine Blondine oder eine Brinette bestimmt sei.

Es mag sein, das einmal die Zeit kommt, das alle Maschinen durch ein drahtloses System in Bewegung gesetzt und gehalten werden, aber eine politische Maschine ohne Drähte und Drahtzieher wird es schwerlich jemals geben.

Nachdem der König Alfons von Spanien auf das Verlangen seiner Gemahlin die Luftschifferei eingestellt, soll er sich jetzt bemühen, einen Schnurboot zu ziehen. Es ist anerkennenswert, das der junge Mann sich mit Vorliebe schwierigen Aufgaben widmet.

Zum Wiederaufbau Messinas.
(Professor A. Schaa.)
Neuesten Meldungen zufolge mehrten sich die Bestrebungen, die auf einen Wiederaufbau von Messina gerichtet sind. Diese Bestrebungen erscheinen durchaus verständlich, denn kaum jemals haben die Menschen von Naturgewalten bedrohte Gegenden, in denen sie einmal Fuß gefaßt haben, dauernd freiwillig aufgegeben. Es ist daher wohl kaum zu bezweifeln, das Messina, wenn auch nicht mit der Energie und Schnelligkeit wie San Francisco, so doch wenigstens zum Theil und in Etappen wieder erlesben wird.

Hier bietet sich nun der Technik ein reiches Feld der Thätigkeit und die Möglichkeit, aus den Fortschritten des modernen Bauwesens Nutzen zu ziehen. Es wäre dabei nur zu wünschen, das die dazu berufenen italienischen Behörden im Verein mit Baukünstlern und Ingenieuren die Sache in die Hand nehmen und dafür sorgen, das die Stadt aus ihren Trümmern in ästhetisch befriedigender Weise sich wieder erhebt und in zehnischer Beziehung so gebaut wird, das die Gebäude leicht Erdstößen mit einiger Sicherheit widerstehen, bei schwereren Erdstößen aber nicht so vollständig in sich zusammenstürzen können, wie es bei der jüngsten Katastrophe der Fall war.

Alle bisher in den illustrierten Zeitungen erschienenen Abbildungen zeigen, das das Mauerwerk der Gebäude in unzählige kleine Trümmerstücke zerfallen ist, das alles Holzwerk sich vom Mauerwerk gelöst hat, das die Deden der oberen Geschosse bis in die Keller versunken sind. Dies läßt erkennen, das zu dem Mauerwerk nicht genügend bindender Mörtel verwendet worden ist — denn sonst würden die Steintrümmer in größeren, kompakter Massen bestehen — und das das Holzwerk, die Zwischendeden, die Dachkonstruktionen in zu losem Verbände mit dem Mauerwerk gestanden haben, zu wenig mit ihm verankert waren. Auch sind in Messina genau wie in San Francisco, zahlreiche Brände die mittelbare Folge des Erdbebens gewesen.

Nun hat aber das Erdbeben in San Francisco auch gezeigt, welche Mittel die Technik bietet, die Gebäude gegen Erdbeben und Feuer widerstandsfähiger zu machen. Zunächst hat man in San Francisco die Erfahrung machen können, das sorgfältig hergestellte hölzerne Fachwerkbauten bei Erdbeben sich verhältnismäßig günstig verhalten. Das solid miteinander verbundene Holzwerk bildet ein verhältnismäßig leichtes, elastisches Gerippe, in welchem Wände, Deden und Dächer einen innigen, zähen Zusammenhang haben, so das Erdstöße das Ganze wohl verdrücken und verschieben, nicht aber ohne weiteres in sich zusammenstürzen lassen. Werden somit auch solche Gebäude durch heftigere Erdstöße mehr oder weniger aus den Fugen gebracht und beschädigt, so sind doch die in dem Gebäude von der Katastrophe überlasteten Menschen in einer weit geringeren Gefahr, erschlagen oder lebendig begraben zu werden, als in einem der üblichen, unsoft gebauten Steinhäuser. Der Einwand, hölzerne Fachwerkhäuser eigneten sich nicht für städtische Zwecke, weil sie zu feuergefährlich seien, ist nicht stichhaltig, denn die Bautechnik verfügt über ausreichende Mittel, das Holzwerk durch feuerfesteren Verbund so zu verkleiden, das die Feuergefahr eher kleiner als größer ist als bei der sonst üblichen Bauweise.

Wenn sich die angegebene Bauweise vornehmlich für kleinere Wohngebäude empfiehlt, so wird man für umfangreiche, vielschossige und monumentale Bauten auf den Steinbau nicht zu verzichten können. Aber auch hier gibt die moderne Technik Mittel an die Hand, selbst die größten Steinhäuser so herzustellen, das sie ein zähes Gefüge besitzen. Diese Bauweise ist der Eisenbetonbau.

Bei dem gewöhnlichen Stein-Eisenbau sind Stein und Eisen sozusagen nur äußerlich miteinander verbunden, indem einzelner Konstruktionsteile aus Eisen, andere aus Stein bestehen. Die Folge davon ist, das durch heftige Erschütterungen die Stein- und Eisenteile sich voneinander trennen können; ein besonderer Nachtheil aber beruht darin, das bei heftigen Bränden das Eisen sich bald so stark ausdehnt, das die Mauern auseinander gesprengt und zum Einsturz gebracht werden. Demgegenüber ist der Eisenbetonbau dadurch charakterisiert, das der Beton (also das Steinmaterial) und das Eisen nicht an-, sondern ineinander gefügt sind, nicht neben-, sondern miteinander tragen. Die eisernen Träger, Stäbe und Drähte sind vollkommen in den Beton eingebettet und von ihm gegen Feuer geschützt. Wände, Deden, Treppen und Dachgespärre sind nicht aneinander gefügt, sondern durch ein systematisch angeordnetes inneres Gerippe und Netzwerk aus Eisen miteinander verbunden. Die Verbindung von Stein und Eisen beim Eisenbetonbau ist eine so innige wie im Thierkörper die Verbindung zwischen Knochengerißt, Sehnen und Muskeln.

In San Francisco haben sich solcherart hergestellte Gebäude vorzüglich bewährt, ganz besonders auch dem Feuer gegenüber. Während der innere, Feuer fangende Ausbau ausbrannte, blieb das Gebäude als solches unverfehrt und konnte bald wieder in Benutzung genommen werden.

In vielen Fällen wird es sich in von Erdbeben bedrohten Gegenden auch empfehlen, die Außen- und Zwischendeden der Gebäude nicht getrennt zu fundieren, sondern auf eine einzige, zusammenhängende, durch Eiseneinlagen verstärkte und dadurch biegungsfest gemachte Betonplatte zu setzen. So fehlt es der Technik nicht an Mitteln, Erdbebenkatastrophen in ihrer verheerenden Wirkung etwas abzuschwächen und wenigstens dem massenhaften Verluste an Menschenleben einigermassen vorzubeugen.

Der Thronsaal als Nähstube.
Aus Rom wird berichtet: Nach ihrer Rückkehr aus dem Gebiete der Erdbebenkatastrophe geht die Königin Elena in Rom mit unermünder Energie ihre Thätigkeit für die Opfer in Sizilien und Calabrien fort. Den Thronsaal, den prachtvollen Raum des Quirinals, hat die Königin jetzt in eine Werkstätte umwandeln lassen, in der unter ihrer persönlichen Anleitung und Mitwirkung Bekleidungsstücke für die Notleidenden in Süditalien hergestellt werden. Hier rasten jetzt die Nähmaschinen und klirren die Scheren, und angefeuert durch das Beispiel der Königin wird mit feberhafter Hast gearbeitet. Die Königin weiß fast den ganzen Tag in dieser Werkstätte und leitet hier mit Sachkenntnis die Arbeit, gibt Befehle und Ratsschläge, säubert selbst die Stoffe zu und greift zur Nadel mit einer Sicherheit und einer Geschicklichkeit, die manche der anwesenden auf der Arbeit teilnehmenden Hofdamen bestaunen kann. Auch die kleinen Prinzessinnen Jolanda und Marfada beteiligen sich emsig am Liebeswerk. Die Arbeiterinnen dieser königlichen Nähstube setzen sich aus Damenten der Hofgesellschaft zusammen, die durch eine Anzahl römischer Schneiderinnen ergänzt werden. Aber im Thronsaal gibt es jetzt keine Standesunterschiede, und alle vereinigt der Wunsch, den Unglücklichen im Süden zu helfen. Am Anfang war mochte es scheinen, als ob die Distanz zwischen den adelichen Hofdamen und den kleinen römischen Schneidermädchen nur eine gewisse Höflichkeit zulassen könne; aber die herzliche Einfachheit und die ruhige Selbstverständlichkeit der Königin ließ bald alle kleinlichen Gedanken schwinden, und die Gemeinsamkeit des Willens setzte alle Standesunterschiede beiseite. Die Nähstube im Thronsaal wird voraussichtlich noch längere Zeit die Stätte stiller, emsiger, segensreicher Arbeit sein.

Beruhigung.

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Zum Wiederaufbau Messinas.
(Professor A. Schaa.)

Neuesten Meldungen zufolge mehrten sich die Bestrebungen, die auf einen Wiederaufbau von Messina gerichtet sind. Diese Bestrebungen erscheinen durchaus verständlich, denn kaum jemals haben die Menschen von Naturgewalten bedrohte Gegenden, in denen sie einmal Fuß gefaßt haben, dauernd freiwillig aufgegeben. Es ist daher wohl kaum zu bezweifeln, das Messina, wenn auch nicht mit der Energie und Schnelligkeit wie San Francisco, so doch wenigstens zum Theil und in Etappen wieder erlesben wird.

Hier bietet sich nun der Technik ein reiches Feld der Thätigkeit und die Möglichkeit, aus den Fortschritten des modernen Bauwesens Nutzen zu ziehen. Es wäre dabei nur zu wünschen, das die dazu berufenen italienischen Behörden im Verein mit Baukünstlern und Ingenieuren die Sache in die Hand nehmen und dafür sorgen, das die Stadt aus ihren Trümmern in ästhetisch befriedigender Weise sich wieder erhebt und in zehnischer Beziehung so gebaut wird, das die Gebäude leicht Erdstößen mit einiger Sicherheit widerstehen, bei schwereren Erdstößen aber nicht so vollständig in sich zusammenstürzen können, wie es bei der jüngsten Katastrophe der Fall war.

Alle bisher in den illustrierten Zeitungen erschienenen Abbildungen zeigen, das das Mauerwerk der Gebäude in unzählige kleine Trümmerstücke zerfallen ist, das alles Holzwerk sich vom Mauerwerk gelöst hat, das die Deden der oberen Geschosse bis in die Keller versunken sind. Dies läßt erkennen, das zu dem Mauerwerk nicht genügend bindender Mörtel verwendet worden ist — denn sonst würden die Steintrümmer in größeren, kompakter Massen bestehen — und das das Holzwerk, die Zwischendeden, die Dachkonstruktionen in zu losem Verbände mit dem Mauerwerk gestanden haben, zu wenig mit ihm verankert waren. Auch sind in Messina genau wie in San Francisco, zahlreiche Brände die mittelbare Folge des Erdbebens gewesen.

Nun hat aber das Erdbeben in San Francisco auch gezeigt, welche Mittel die Technik bietet, die Gebäude gegen Erdbeben und Feuer widerstandsfähiger zu machen. Zunächst hat man in San Francisco die Erfahrung machen können, das sorgfältig hergestellte hölzerne Fachwerkbauten bei Erdbeben sich verhältnismäßig günstig verhalten. Das solid miteinander verbundene Holzwerk bildet ein verhältnismäßig leichtes, elastisches Gerippe, in welchem Wände, Deden und Dächer einen innigen, zähen Zusammenhang haben, so das Erdstöße das Ganze wohl verdrücken und verschieben, nicht aber ohne weiteres in sich zusammenstürzen lassen. Werden somit auch solche Gebäude durch heftigere Erdstöße mehr oder weniger aus den Fugen gebracht und beschädigt, so sind doch die in dem Gebäude von der Katastrophe überlasteten Menschen in einer weit geringeren Gefahr, erschlagen oder lebendig begraben zu werden, als in einem der üblichen, unsoft gebauten Steinhäuser. Der Einwand, hölzerne Fachwerkhäuser eigneten sich nicht für städtische Zwecke, weil sie zu feuergefährlich seien, ist nicht stichhaltig, denn die Bautechnik verfügt über ausreichende Mittel, das Holzwerk durch feuerfesteren Verbund so zu verkleiden, das die Feuergefahr eher kleiner als größer ist als bei der sonst üblichen Bauweise.

Wenn sich die angegebene Bauweise vornehmlich für kleinere Wohngebäude empfiehlt, so wird man für umfangreiche, vielschossige und monumentale Bauten auf den Steinbau nicht zu verzichten können. Aber auch hier gibt die moderne Technik Mittel an die Hand, selbst die größten Steinhäuser so herzustellen, das sie ein zähes Gefüge besitzen. Diese Bauweise ist der Eisenbetonbau.

Bei dem gewöhnlichen Stein-Eisenbau sind Stein und Eisen sozusagen nur äußerlich miteinander verbunden, indem einzelner Konstruktionsteile aus Eisen, andere aus Stein bestehen. Die Folge davon ist, das durch heftige Erschütterungen die Stein- und Eisenteile sich voneinander trennen können; ein besonderer Nachtheil aber beruht darin, das bei heftigen Bränden das Eisen sich bald so stark ausdehnt, das die Mauern auseinander gesprengt und zum Einsturz gebracht werden. Demgegenüber ist der Eisenbetonbau dadurch charakterisiert, das der Beton (also das Steinmaterial) und das Eisen nicht an-, sondern ineinander gefügt sind, nicht neben-, sondern miteinander tragen. Die eisernen Träger, Stäbe und Drähte sind vollkommen in den Beton eingebettet und von ihm gegen Feuer geschützt. Wände, Deden, Treppen und Dachgespärre sind nicht aneinander gefügt, sondern durch ein systematisch angeordnetes inneres Gerippe und Netzwerk aus Eisen miteinander verbunden. Die Verbindung von Stein und Eisen beim Eisenbetonbau ist eine so innige wie im Thierkörper die Verbindung zwischen Knochengerißt, Sehnen und Muskeln.

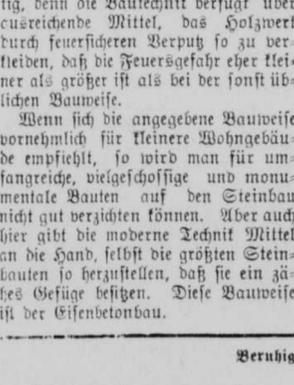
In San Francisco haben sich solcherart hergestellte Gebäude vorzüglich bewährt, ganz besonders auch dem Feuer gegenüber. Während der innere, Feuer fangende Ausbau ausbrannte, blieb das Gebäude als solches unverfehrt und konnte bald wieder in Benutzung genommen werden.

In vielen Fällen wird es sich in von Erdbeben bedrohten Gegenden auch empfehlen, die Außen- und Zwischendeden der Gebäude nicht getrennt zu fundieren, sondern auf eine einzige, zusammenhängende, durch Eiseneinlagen verstärkte und dadurch biegungsfest gemachte Betonplatte zu setzen. So fehlt es der Technik nicht an Mitteln, Erdbebenkatastrophen in ihrer verheerenden Wirkung etwas abzuschwächen und wenigstens dem massenhaften Verluste an Menschenleben einigermassen vorzubeugen.

Der Thronsaal als Nähstube.
Aus Rom wird berichtet: Nach ihrer Rückkehr aus dem Gebiete der Erdbebenkatastrophe geht die Königin Elena in Rom mit unermünder Energie ihre Thätigkeit für die Opfer in Sizilien und Calabrien fort. Den Thronsaal, den prachtvollen Raum des Quirinals, hat die Königin jetzt in eine Werkstätte umwandeln lassen, in der unter ihrer persönlichen Anleitung und Mitwirkung Bekleidungsstücke für die Notleidenden in Süditalien hergestellt werden. Hier rasten jetzt die Nähmaschinen und klirren die Scheren, und angefeuert durch das Beispiel der Königin wird mit feberhafter Hast gearbeitet. Die Königin weiß fast den ganzen Tag in dieser Werkstätte und leitet hier mit Sachkenntnis die Arbeit, gibt Befehle und Ratsschläge, säubert selbst die Stoffe zu und greift zur Nadel mit einer Sicherheit und einer Geschicklichkeit, die manche der anwesenden auf der Arbeit teilnehmenden Hofdamen bestaunen kann. Auch die kleinen Prinzessinnen Jolanda und Marfada beteiligen sich emsig am Liebeswerk. Die Arbeiterinnen dieser königlichen Nähstube setzen sich aus Damenten der Hofgesellschaft zusammen, die durch eine Anzahl römischer Schneiderinnen ergänzt werden. Aber im Thronsaal gibt es jetzt keine Standesunterschiede, und alle vereinigt der Wunsch, den Unglücklichen im Süden zu helfen. Am Anfang war mochte es scheinen, als ob die Distanz zwischen den adelichen Hofdamen und den kleinen römischen Schneidermädchen nur eine gewisse Höflichkeit zulassen könne; aber die herzliche Einfachheit und die ruhige Selbstverständlichkeit der Königin ließ bald alle kleinlichen Gedanken schwinden, und die Gemeinsamkeit des Willens setzte alle Standesunterschiede beiseite. Die Nähstube im Thronsaal wird voraussichtlich noch längere Zeit die Stätte stiller, emsiger, segensreicher Arbeit sein.

Beruhigung.

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“



Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“

Alter Haagestolz (zur Zimmervermieterin, welche von drei Kindern umringt ist): „Sie inserierten doch in der Zeitung: „Zimmer bei kinderlosem Ehepaar“, und nun haben Sie doch Kinder?“
Zimmervermieterin: „Aber, ich bitte Sie, diese Kinder haben wir ja nur adoptirt.“